

: Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt – (k)ein Thema für pädagogisch Handelnde?

Florian Cristobal Klenk



Einleitung – „Hoffe ihr Hurensöhne kriegt alle einen positiven AIDS-Test“

Bundeskanzlerin Merkel hat nach wie vor ein ungutes Bauchgefühl, wenn es um die rechtliche Gleichstellung schwul und lesbisch lebender Paare geht. 2014 unterzeichneten in Deutschland knapp 200.000 Menschen eine Petition mit dem Titel: „Zukunft – Verantwortung – Lernen: Kein Bildungsplan 2015 unter der Ideologie des Regenbogens.“ Geschlechtliche Lohndiskriminierungen zwischen Männern und Frauen bestehen nach wie vor fort. Sie führen bei cis-geschlechtlichen¹ Frauen zu 6 Prozent und bei trans*geschlechtlichen Frauen zu 12 Prozent Lohnunterschied. Das deutsche Recht kennt, trotz der Realität inter*geschlechtlicher Lebensweisen, nach wie vor nur Mann und Frau und ein Profilbild zweier sich küssender Männer löste auf Facebook einen Shitstorm aus, in dem Äußerungen wie „Hoffe ihr Hurensöhne kriegt alle einen positiven Aids-Test“ fielen. All dies sind Beispiele, die ver-

deutlichen, dass in Deutschland nach wie vor eine Wertehierarchie zwischen vielfältigen geschlechtlichen und sexuellen Lebensweisen existiert, die zu gesellschaftlichen Ungleichverhältnissen und realen Diskriminierungserfahrungen führt.

Aktuelle (De)Thematisierungsweisen geschlechtlicher und sexueller Vielfalt

Aktuelle (De)Thematisierungsweisen vielfältiger geschlechtlicher und sexueller Lebensweisen bewegen sich in einem eigentümlichen Spannungsverhältnis. Einerseits lassen sich zwar vermehrt Bezugnahmen auf ein positives Bild einer bunten Vielfalt und offenen Gesellschaft verzeichnen sowie eine zunehmende Toleranz gegenüber lesbischen, schwulen sowie in geringerem Maße auch gegenüber bisexuellen, transsexuellen, trans*- und inter*geschlechtlichen (LSBTI)-Lebensweisen feststellen. Andererseits erstarken ablehnende Positionen, die vor einer pädagogischen Umerziehung unter der Ideologie des Regenbogens warnen und LSBTTI-Lebensweisen zu frei wählbaren Lebensstilen deklarieren, die mit negativen körperlichen Begleiterscheinungen ver-

¹ Cis-geschlechtlich bezeichnet in absichtsvoll verfremdender Weise die Geschlechtlichkeit von Menschen, die in ihrem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht leben und sich damit identifizieren.



bunden seien (z. B. erhöhtes HIV-Risiko und Alkoholismus). Eine weitere Form der (De)Thematisierung stellt aktuell die Verlagerung des Themas auf die Debatte um Migration und Flucht dar. So wird z.B. Homophobie nicht mehr primär als ein gesamtgesellschaftliches Problem thematisiert, sondern lediglich als eines unter einer konstruierten Gruppe von Migrant_innen, wodurch ein positives Selbstbild und ein negatives Fremdbild entsteht, welches zur Legitimation rassifizierter Diskriminierungsformen herangezogen werden kann.

Heteronormative Bildungsherausforderungen

Alle drei (De)Thematisierungsweisen sind auf unterschiedliche Weise problematisch, da sie bestehende gesellschaft-

liche Ungleichheitsverhältnisse in den Hintergrund rücken lassen und damit einer bewussten Bearbeitung entziehen. So verkennen häufig auch jene Stimmen, die von einer bunten Vielfalt und einem toleranten Europa ausgehen, in dem Homophobie nur noch bestimmte Menschen zu betreffen scheint, dass sich über 80 Prozent der befragten LSBT*-Personen in allen EU-Mitgliedsstaaten an negative Bemerkungen oder Mobbing gegenüber jugendlichen LSBT*-Personen in der Schule erinnern konnten (Agentur der Europäischen Union für Grundrechte, 2014). Auch in Deutschland sind insbesondere LSBT*-Jugendliche verstärkt Exklusionsrisiken ausgesetzt. So zeigt die aktuelle Studie „Coming out – und dann?!“ des Deutschen Jugendinstituts, dass jede_r vierte befragte LSBT*-Jugendliche „Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung

Still in progress / Unlesbar* / Sprach_entwickl*ung

Geschlechtergerecht kommunizieren und Geschlechtervielfalt abbilden

Sprache prägt unser Bewusstsein und unsere Vorstellung von Geschlechterrollen. Die gesprochene oder geschriebene Sprache transportiert auch Bilder. Es reicht nicht, zu sagen oder zu schreiben „Frauen sind auch gemeint“. Wenn in einem Text von „Experten“ oder „Jugendleitern“ die Rede ist, stellen sich viele Leserinnen und Leser automatisch männliche Experten und Jugendleiter vor. Wenn der Begriff „Krankenschwestern“ oder „Hebamme“ verwendet wird, denken Menschen ausschließlich an Frauen. Sprache kann somit traditionelle Rollenbilder fortschreiben oder verfestigen. Um diese aufzubrechen, ist es unbedingt notwendig, eine geschlechtergerechte Sprache zu verwenden.

Sprache hat viel mit Gewöhnung zu tun. Die meisten Menschen sind mit einer rein auf Männer bezogenen Schreibweise aufgewachsen. Aber Sprache befindet sich auch in einem ständigen Veränderungsprozess und ist deshalb immer gestaltbar. Insofern haben die Erfindung des Binnen-I [TeilnehmerInnen] oder die Einführung des Schrägstichs [Teilnehmer/innen] bereits einiges für die geschlechtergerechte Entwicklung von Sprache getan. Diese Darstellungsformen sind uns heute sehr vertraut, haben aber wilde Debatten hinter sich. Auch damals waren die Argumente der Gegner: „Frauen sind auch gemeint“. Auch die Lesbarkeit von Texten wurde als Begründung für eine Ablehnung neuer Formen genannt.

Mittlerweile wird der Aspekt „Geschlecht“ in der Sprache weiter gedacht. So werden in vielen Texten durch geschlechtergerechte Sprache neben männlichen und weiblichen noch weitere oder alternative Identitäten abgebildet. Denn unsere Alltagssprache impliziert, dass es lediglich zwei biologische oder soziale Geschlechter gibt. Durch geschlechtergerechte Sprache wird dieses Bild in Frage gestellt und geschlechtliche Vielfalt (z.B. Intersexualität, Transsexualität, Transgender) sichtbar.

Inzwischen haben sich verschiedene Schreibweisen verbreitet und werden auch verstanden. Weit verbreitet sind Gender_Stern [Teilnehmer*in] und Gender_Gap [Teilnehmer_in]. Aber es gibt auch noch weitere Varianten. Das Ziel dieser Schreibweisen ist es, geschlechtliche Identitäten abzubilden, die weder männlich noch weiblich oder beides sind.

Warum es nicht einheitlich geregelt ist? Weil Sprache immer uneinheitlich und in Bewegung ist. Und weil auch immer wieder neue Akzente gesetzt werden, um auf besondere Entwicklungen oder Perspektiven hinzuweisen. Genau aus diesem Grund hat die aktuelle Ausgabe der Hessischen Jugend keine einheitliche Schreibweise in Bezug auf das Geschlecht. Wir haben alle Artikel so gelesen, wie sie von den Autor_innen kamen. Auch damit zeigen wir Vielfalt auf und nutzen die Chance, uns durch die Autor_innen Anregungen für eine geschlechtergerechte Schreibweise im hjr zu holen.

Wer sich mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt beschäftigt, trifft auf besondere Schreibweisen und Abkürzungen. Hier ein paar der gängigen Varianten kurz erklärt:

LGBT und LGBTTIQ – Diese und ähnliche Buchstabenketten fassen verschiedene sexuelle Minderheiten und Geschlechteridentitäten zusammen. Dabei stehen die Buchstaben für Lesbian, Gay, Bisexual und Transsexual. Heute werden häufig Transgender, Intersexuelle und Queers ergänzt. Alternativ gibt es auch die deutsche Variante mit LSBT.

Queer – als Bezeichnung für Menschen mit einer sexuellen und/oder geschlechtlichen Identität, die von der gesellschaftlichen Norm abweicht.

Trans* – der Stern steht für verschiedene Endungen des Wortes Trans. So können Transsexuelle, Transgender und andere Identitäten neben Mann und Frau dargestellt werden. Der Stern verweist auf die unendliche Fülle der Möglichkeiten, die sich gleichzeitig gegen vereindeutigende Kategorien sperrt.





„Wollen pädagogisch Handelnde diesen Weg in ihrer Bildungsarbeit weiterverfolgen, erscheint es notwendig, sich zudem darüber bewusst zu werden, welche Werte und Normen, ... dem eigenen pädagogischen Denken und Handeln zugrunde liegen.“

oder geschlechtlichen Identität im Bildungs- oder Arbeitskontext“ erlebt hat.

Diese und zahlreiche weitere Untersuchungen veranschaulichen, dass Heteronormativität sowohl in Europa als auch in Deutschland nach wie vor eine zentrale Bildungsherausforderung für pädagogisch Tätige und ihre Adressat_innen darstellt. Heteronormativität bezeichnet eine in unserer Gesellschaft eingeschriebene, zumeist nicht weiter hinterfragte, naturalisierte und naturalisierende Norm sowie Denk- und Wahrnehmungsstruktur, die zur strukturellen Privilegierung heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit beiträgt. Bei dem Konzept der Heteronormativität geht es nicht um eine Kritik an heterosexuell begehrenden Männern und Frauen, sondern um eine Kritik an den hinter diesen Lebensweisen stehenden gesellschaftlichen Differenzordnungen, sowie den damit einhergehenden Normalitätserwartungen, die eine Hierarchie zwischen vielfältigen geschlechtlichen und sexuellen Lebensweisen installieren und dazu beitragen, dass all jene, die nicht der Norm entsprechen, explizit und implizit als Abweichung konzipiert werden.

Implikationen für pädagogisches Denken und Anregungen für pädagogisches Handeln

Um dem Verhältnis von Norm und Abweichung in pädagogischer Praxis auf die Spur zu kommen und heteronormative Bildungsungleichheiten zu durchbrechen, schlägt

Jutta Hartmann in ihrer Pädagogik vielfältiger Lebensweisen (2002) vor, dass wir in einem ersten Schritt damit beginnen sollten, die Vielfalt an geschlechtlichen und sexuellen Lebensweisen von ihrer Vielfalt aus zu denken – und zwar unabhängig von ihrem quantitativen Auftreten. Im Hinblick auf eine pädagogische Auseinandersetzung mit dem Thema hieße dies: Nicht LSBTTI*-Lebensweisen als eine implizite Abweichung zur Norm der heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit zu thematisieren, indem z. B. am Ende einer Unterrichtsreihe zum Thema Liebe und Partnerschaft zusätzlich erwähnt wird, dass es neben Ehe und Kleinfamilie auch andere Lebensformen geben kann. Sondern umgekehrt: Heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit als eine von vielen, gleichwertigen Lebensweisen zu thematisieren, die unter gesellschaftlichen Bedingungen der Ungleichwertigkeit existieren. Indem Vielfalt von ihrer Vielfalt aus gedacht wird, kann das additive Prinzip, das zur impliziten Aufrechterhaltung von Norm und Abweichung beiträgt, auf spielerische Art und Weise durchbrochen und ein Weg zur Reflexion heteronormativer Ungleichverhältnisse eingeschlagen werden.

Wollen pädagogisch Handelnde diesen Weg in ihrer Bildungsarbeit weiterverfolgen, erscheint es notwendig, sich zudem darüber bewusst zu werden, welche Werte und Normen, welche Normalitätsvorstellungen und Erwartungen, welche Fremd- und Selbstbilder – nicht nur über Geschlecht und Sexualität – dem eigenen pädagogischen Denken und



Handeln zugrundeliegen, um in einem nächsten Schritt aufzugraben, wo und wie diese Vorstellungen Ausdruck gesellschaftlicher Differenzordnungen sind. Für die pädagogische Arbeit mit Menschen hieße dies, immer wieder zu überprüfen, in welchem Maße die gesellschaftlich vermittelten Vorstellungen über geschlechtliche und sexuelle Lebensweisen überhaupt auf die pädagogischen Adressat_innen zutreffen und zu hinterfragen, inwiefern die eigenen pädagogischen Deutungs- und Handlungsmuster dazu beitragen, Jugendliche in ihren geschlechtlichen und sexuellen Identitätsbildungsprozessen sowie persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten einzuschränken.

Um die gesellschaftliche Dimension des Themas nicht zu vernachlässigen, gilt es hierbei auch, in ganz grundsätzlicher Weise zu reflektieren, welche Möglichkeiten des Seins unter den Bedingungen heteronormativer Differenzordnungen für wen in welchem Kontext überhaupt denk- und artikulierbar sind: Können Jugendliche in einer Gesellschaft, die bestimmte Identitäten und Gruppen in einen künstlichen Widerspruch zueinander setzt, problemlos als katholisch und trans*geschlechtlich, muslimisch und schwul, auftreten? Dürfen Mädchen technisch begabt und dennoch weiblich sein, wenn Technik primär als männliche Domäne konzipiert wird? Kann sich das sexuelle Begehren im Laufe des Lebens verändern, wenn Homo- und Heterosexualität als sich exkludierende und überzeitliche Identitätskonzepte gedacht werden, die sich gegenseitig ausschließen? Sind pädagogisch Tätige, unter den Bedingungen eines heteronormativen (Aus)Bildungssystems, überhaupt in der Lage zu erkennen, welche Vielfalt an

realen und potentiellen Lebensweisen in ihrer Schulklasse oder Jugendgruppe existiert?

Eine differenzreflexive Aufmerksamkeit gegenüber sich selbst und der eigenen Profession kann pädagogisch Tätigen helfen herauszufinden, wie ihr eigenes Handeln in die (Re)Produktion machtvoller Differenzordnungen involviert ist und sie darin unterstützen, ihre Deutungs- und Handlungsmuster zu erweitern. Die menschlichen Fähigkeiten zu staunen und zu zweifeln stellen in diesem Zusammenhang eine Grundvoraussetzung für die Irritation und Reflexion heteronormativer Welt- und Selbstverhältnisse dar und ermöglichen es, implizite Normalitätsvorstellungen gemeinsam mit pädagogischen Adressat_innen aufzudecken. Pädagogische Theorie und Praxis bleibt dabei herausgefordert, ihren institutionalisierten Anteil an der Aufrechterhaltung geschlechtlicher und sexueller Ungleichheitsverhältnisse zu reflektieren, um in der Konsequenz zu einer diskriminierungskritischen und differenzreflexiven Erziehungs- und Bildungsarbeit beizutragen, in der „man ohne Angst verschieden sein kann“ (Theodor W. Adorno, 1944).

FLORIAN CRISTOBAL KLENK

ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Allgemeine Pädagogik und Berufspädagogik der TU Darmstadt.

f.klenk@apaed.tu-darmstadt.de